

SABINE KLAR

HELFFEN WIR UNSEREN KLIENTEN AUCH BEIM WIDERSTAND?
ZUM SPANNUNGSFELD ZWISCHEN GESELLSCHAFTLICHEN MYTHEN
UND MENSCHLICHEN BEDÜRFNISSEN
(VORTRAG BEIM KONGRESS DER ÖAS 2006)

TOM LEVOLD, KÖLN:
ZWISCHEN AFFIRMATION UND KRITIK.
PSYCHOTHERAPIE ALS SOZIALE VERANSTALTUNG
EINE REAKTION AUF SABINE KLAR

SABINE KLAR
LIEBER TOM
ANTWORT AN TOM LEVOLD

2007

Sabine Klar

Helfen wir unseren Klienten auch beim Widerstand?

Zum Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Mythen und menschlichen Bedürfnissen

1. Fragen und „blinde Flecke“

Hier stehe ich nun - zu Beginn des zweiten Tages unseres Jubiläumskongresses - und bekomme Gelegenheit ein paar Fragen in den Raum zu werfen.

Fragen sind ja gar nicht so ungefährlich. Sie verleiten dazu, sich mit einem bestimmten Thema zu beschäftigen. Sie binden Aufmerksamkeit und Gerede und behindern die Entfaltung alternativer Gesprächsverläufe. Sie fressen Lebenszeit, verbrauchen Energie, behaupten Wichtigkeit, verdrängen andere Fragen. Sie greifen das eine heraus, lassen das andere unbeachtet liegen und bahnen damit Wege in das Dickicht unendlicher Möglichkeiten der Bewegung in der Welt. Fragen verweisen auf Bemerkenswertes - und produzieren gerade dadurch blinde Flecke.

Was sind blinde Flecke? -

Ein blinder Fleck ist die Stelle an der Netzhaut, an der sich keine Lichtrezeptoren befinden. Oder - psychologisch gesehen - die Teile des Selbst, die von der Person bei sich selbst nicht wahrgenommen werden. Gemäß Spencer Brown: jene Beobachtung, die unsensibel für die Unterscheidung ist, die ihr zugrunde liegt.

Ein blinder Fleck hat jedenfalls etwas mit einer Einschränkung zu tun.

Was ist ein Jubiläumskongress? -

Ein Jubiläumskongress ist ein Anlass zu feiern und sich gegenseitig anerkennend auf die Schulter zu klopfen. Er wird tendenziell Stärken und keine Schwächen betonen. Wie kommen wir eigentlich ausgerechnet bei so einer Gelegenheit auf die Idee, etwas so Unangenehmes wie blinde Flecke zu thematisieren? Wir geben damit etwas zu, das sonst eher verborgen bleibt. Ist unter anderem vielleicht das ein Ereignis, das sich feiern lässt?

Wenn man gerade mich dazu einlädt, in diesem Rahmen Fragen zu stellen, zeugt das sicher von einer spezifisch systemischen Stärke. Schließlich will ich meinem Ruf als Grenzgängerin und Kritikerin auch hier gerecht werden und nicht allzu sanftmütig auftreten. Andererseits glaube ich wiederum nicht, dass hier Fragen angebracht wären, die unzufrieden und unruhig machen. Fragen, die Höflichkeitsnormen überschreiten und die gegenseitige Kooperation gefährden. Darin zeigt sich wohl auch, dass ich die Regeln, die im systemisch-kollegialen Sprachspiel gelten, inzwischen zumindest einigermaßen beherrsche. Im Grund gehe ich davon aus, dass ich - angesichts meiner Eingebundenheit in den Wiener SystemikerInnenkreis - keine Fragen stellen kann, die so richtig „blinde Flecke“ sichtbar machen. Ich bin durch meine fachliche Sozialisierung sozusagen blind genug, um das ganze Gefüge gar nicht gefährden zu können, selbst wenn ich es darauf anlegen wollte. Deshalb sind von mir Fragen zu erwarten, die nicht wehtun - die aber letztlich aus der Blindheit eines systemischen Umfelds auch nicht herausführen können. Sie sind ein Teil jenes blinden Flecks, den wir alle in gemeinsamer Aktion genau hier und jetzt produzieren.

Liebe KollegInnen - ich möchte euch mit meinen Fragen das eine oder andere Stichwort liefern, damit ihr in euren Vorträgen und Workshops dann das erzählen könnt, was euch selbst wichtig erscheint.

- ✎ Was ist dabei eigentlich euer Auftrag? Sollt ihr uns dabei behilflich sein, unsere Blindheiten zu erfassen? Könnt ihr sehen, was wir nicht sehen?
- ✎ Wie steht es mit den SystemikerInnen und ihren ExpertInnen? Was führt dazu, dass sie als solche gelten? Was müssen sie tun, um in dem Umfeld, in dem sie sozialisiert wurden, Anerkennung zu bekommen? Welche Regeln müssen sie „einigermaßen“ beherrschen, welche Sprache sprechen?
- ✎ Und wenn die SystemikerInnen punktuell blind sind - sind es dann vielleicht auch die ExpertInnen, auf die sie hören?

Die Karikaturen, die ich immer wieder an die Wand werfe, stammen von meiner Tochter Elisabeth Klar. Ich habe sie gebeten, humorvoll auf den Punkt zu bringen, was ich hier eigentlich vermitteln will.



Ich behaupte einmal ganz unverblümt, dass ihr im Hinblick auf die Identität unserer therapeutischen Schule genauso „blind“ sein müsst, wie wir alle hier. Hier stellt die eine „Blinde“ den anderen „Blinden“ Fragen, welche die Blindheiten aller aufhellen soll.

- ✎ Wie soll das also gehen? Wenn sich SystemikerInnen auf diese Weise über ihre Blindheiten hinweghelfen wollen - macht das Sinn?
- ✎ Geht es dabei überhaupt um einen Erkenntnisgewinn? Geht es um eine Erweiterung von Perspektiven, die auch wehtun darf? Geht es auch dann noch um Erkenntnisgewinn, wenn einem die Erkenntnis so gar nicht taugt?

Vielleicht ist es ja gar nicht Ziel dieser Veranstaltung, Blindheiten aufzuhellen. Vielleicht ist ein Kongress dafür da, Antworten und Ergebnisse zu präsentieren - und nicht Fragen aufzuwerfen.

- ✎ Doch wenn ein Kongress dafür nicht den richtigen Rahmen bietet - wieso wählt man dann gerade das Thema „Blinde Flecke“ dafür?

Was meint ihr?

- ✎ Haltet ihr es für wichtig, die Blindheiten zu bemerken, die unsere diversen methodischen Identifikationen bewirken?
- ✎ Und falls ja: welche Art der Auseinandersetzung mit wem und womit könntet ihr uns dabei empfehlen?
- ✎ Was seht ihr, was wir nicht sehen? Welche blinden Flecke bemerkt ihr bei uns?
- ✎ Wie misstrauisch seid ihr euren eigenen methodischen Schwerpunkten gegenüber? Wie verhindert ihr, dass euer methodisches Interesse wichtiger wird als das Interesse an euren KlientInnen und an dem, was sie erzählen?
- ✎ Wie schafft ihr es, mit Hilfe systemischer Denkweisen und Methoden jene Vorstellungen sichtbar werden zu lassen, die gerade systemischen Denkweisen und Methoden zu Grunde liegen und sie blind werden lassen?
- ✎ Was hilft euch, jene Blindheit zu überwinden, die wir im Hinblick auf uns selbst produzieren, indem wir uns als SystemikerInnen verkaufen?

Man könnte sich nun in sehr unterschiedliche Bereiche systemischer Therapie begeben. In jedem dieser Bereiche müssen wir uns notwendigerweise entscheiden, welche Fragen wir stellen, wofür wir uns interessieren wollen und was wir in der Folge behaupten und tun. Wir haben die Wahl, uns mit unserem spezifischen methodischen Interesse zu identifizieren - oder daran zu zweifeln. Wenn wir verstehen wollen, woran wir mit unserem Reden und Handeln beteiligt sind, müssen wir es jedenfalls in den Blick bekommen. Das jedoch geht meines Erachtens nur aus einer gewissen kritischen Distanz heraus.

Ich hoffe jedenfalls, dass sich trotz aller unserer gemeinsamen Blindheiten aus diesem Kongress in unseren Kreisen neue Diskussionsthemen und Weiterentwicklungen ergeben werden. Meine Intention ist es nicht, Recht zu behalten. Ich will dazu beitragen, dass sich etwas bewegt.

2. Systemische Psychotherapie als gesellschaftliche Funktion mit Marktwert

Zu der Zeit als ich meine Ausbildung beendete - das war 1990, gerade noch vor Beschluss des Psychotherapiegesetzes - gab es unter SystemikerInnen eine Menge widerständiges Denken. Man wehrte sich gegen so allerlei: gegen die Bestimmung durch manche Gruppendynamiker, gegen die Macht psychiatrischer und psychologischer Diagnostik, gegen die Gewalt psychoanalytischer Erklärungsmodelle, gegen die Pädagogik humanistischer Menschenbilder - ja sogar gegen die Rollenzuschreibungen, die mit den Begriffen „Therapeut“, „Patient“ oder „Klient“ einhergehen. Um sich endlich auf normale Weise für Menschen interessieren zu können, dekonstruierte man das analytische Konzept des „Widerstands“. Man relativierte die Wichtigkeit klinischer Theorien und diverser medizinischer oder psychologischer Wissensinhalte. Man verwehrt sich damit zu Recht gegen die erdrückende Dominanz mancher Diskurse im psychosozialen Bereich.

Die Etablierung des Psychotherapiegesetzes änderte daran einiges. Wer sich am Markt der Schulen und Ausbildungen beteiligen wollte, musste sich systemkonform verhalten und sprechen. Wer mitmachen wollte, musste hin- und herlavieren zwischen seiner systemisch-konstruktivistischen Identität und den Sprachspielen des relevanten beruflichen Umfelds.

Inzwischen könnte man manchmal meinen, dass unsere marktwirtschaftlich orientierte, neo-liberalistisch gefärbte Gesellschaft auch die systemische Psychotherapie sozusagen „gefressen“ und einverleibt hat. Durch unser Tun - und vor allem durch den Wunsch, daran zu verdienen - werden wir immer mehr zum Teil einer allgemeinen Funktionalisierungs- und Anpassungsmaschinerie, die in Gefahr steht, Menschen zu domestizieren.

Wo ist denn bei all dem der mutige Widerstand der späten 80iger Jahre geblieben? Oder bin ich da ein wenig nostalgisch?

Die Frage ist für mich:

- ✎ Besteht dieser Trend, sich auch als SystemikerIn am „Markt“ zu orientieren, auch aus eurer Sicht oder seht ihr das anders?
- ✎ Und wenn es so ist - ist das schlimm für euer Verständnis systemischer Psychotherapie oder nicht?

3. Erfolg und Widerstand?

Beginnen wir mit einer, für die „Praterstraße“ typischen Situation: da sitzt auf der einen Seite ein Mensch, der sich aus irgendeinem Grund abweichend verhält. Er verweigert z.B. die Schule oder die Arbeit. Er stört, lügt, betrügt und streitet. Er ist gewalttätig, zeigt sich hartnäckig unzufrieden. Er ist auch unzufrieden mit der Therapie. Er entspricht jedenfalls nicht den an ihn gerichteten Erwartungen.

Und auf der anderen Seite sitzen mehr oder weniger deutlich sichtbar all jene, die wollen, dass er in den jeweiligen Sprach- und Kooperationsspielen wieder mitspielt, dass er den ihm zugewiesenen Platz einnimmt - zu seinen eigenen Gunsten natürlich.

- ✎ Worin besteht der Erfolg eurer Therapien in solchen Fällen?
- ✎ Was fangt ihr mit unwilligen Menschen an, die sich euren tröstenden Geschichten entziehen und sie vielleicht sogar manchmal als fromme Lügen bezeichnen?
- ✎ Wie helft ihr euren Klienten beim Widerstand gegen die Lebensumstände, die sie belasten?
- ✎ Und wie helft ihr ihnen beim Widerstand gegen euch selbst und eure funktionale Rolle in dieser Gesellschaft?

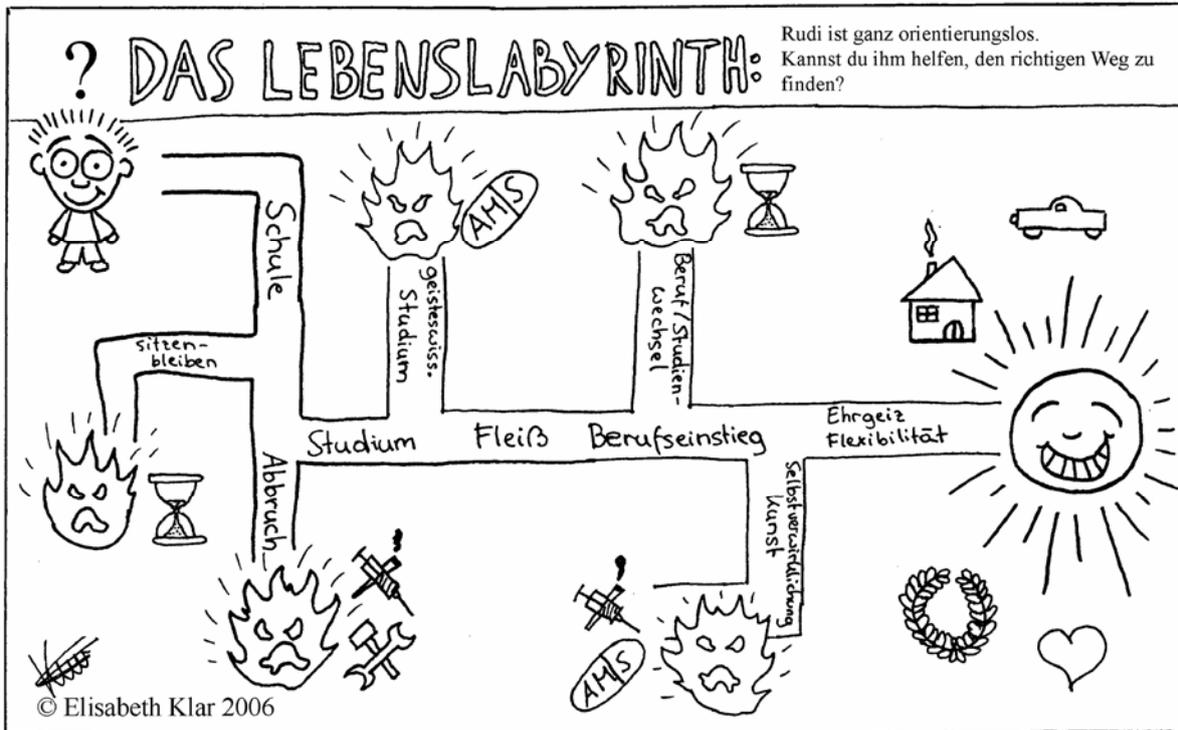
Hier findet Psychotherapie in einem Kontext statt, der von machtvollen Normen und Mythen mitbestimmt ist. Ich möchte dazu ein wenig ausholen:

4. Normen und Mythen

Ich werde in meiner Arbeit immer wieder mit Vorstellungen konfrontiert, die Menschen nahe legen, nicht aufzufallen oder lästig zu sein. Sie regen dazu an, besser zu sein als die anderen, die zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen, dem eigenen Leben dankbar zu sein und den Erwartungen mächtiger Personengruppen zu entsprechen.

Werden die Normen nicht erfüllt, so drohen Sanktionen. Diese bestehen zumeist darin, dass ein bestimmter Platz entzogen wird - und damit natürlich auch Anerkennung, Sicherheit und Geld. (Ich denke hier z.B. an Schulplatz, Ausbildungsplatz, Arbeitsplatz, Psychotherapie-Platz, Platz in einer Partnerbeziehung, Familie oder in einer „Clique“. Man darf dann halt nicht mehr überall mitmachen und mitreden.)

Im Zusammenhang mit diesen Vorstellungen entwickeln sich Sorge- und Hoffnungsgeschichten, die dabei helfen, die Anpassung an die Normen schmackhafter und die Abweichung von ihnen bedrohlicher erscheinen zu lassen. Mich erinnern diese Geschichten an Mythen, die über „Mächte“ berichten. Diese „Mächte“ verlangen danach, dass man ihnen dient und opfert - sofern man Glück, Sinn oder Wohlstand in diesem Leben erreichen will.



Ein paar Beispiele für solche Mythen:

- o „Ein Kind, das nicht - möglichst schon in der Volksschule - eine geeignete Haltung und ein schul-entsprechendes soziales Verhalten lernt, steht in Gefahr, als Jugendlicher drogenabhängig und als Erwachsener arbeitslos zu werden und den Eltern ewig auf der Tasche zu liegen“.
- o Und als Hoffnungsgeschichte formuliert: „Wenn ein Mensch seine sozialen Pflichten erfüllt, wird es ihm gut ergehen. Er wird eine gute Ausbildung und interessante Arbeit bekommen und mit Hilfe des dort verdienten Geldes ein eigenständiges Leben aufbauen können.“; „Ein höherer Schulabschluss, ein weiteres Zeugnis verbessert die Chancen auf einen guten Arbeitsplatz. Ein Posten mit höherer Qualifikation oder ein Sprung auf der Karriereleiter machen ja glücklicher. Talente müssen in jedem Fall weiter entwickelt und genutzt werden.“



- „Pflicht der Eltern ist es, ihre Kinder in Richtung der genannten Normen zu sozialisieren und zu fördern. Sie sollen beim Erwerb einer geeigneten Lernhaltung und bei schulischen Aufgaben helfen - Motto: dein Misserfolg ist unser Misserfolg als Eltern.“
- Und als Hoffnungsgeschichte: „Wenn es Eltern und erwachsenen Bezugspersonen gelingt, die zu Chaos und Machtkämpfen neigenden Kinder zu disziplinieren und zu strukturieren, wird es allen gut ergehen.“
- „Zeit ist ein knappes, effizient und kreativ zu nutzendes Gut, das mit sinnvollem Tun verbracht werden soll.“ (Motto: Eigentlich hätte man im Leben so viel zu tun - aber man hat keine Zeit, weil man arbeiten muss, um Geld zu verdienen ...)
- Und als Hoffnungsgeschichte: „Wenn man etwas tut, dem die Gesellschaft Wert und Bedeutung zumisst, dann wird man Glück und Sinn im Leben erlangen.“
- „Es ist notwendig, sich bereits in der Jugend damit zu beschäftigen, wie man im Alter überleben wird“.
- Und als Hoffnungsgeschichte: „Wenn man sich genügend lange abgerackert und sich gegen alles mögliche versichert hat, dann darf man darauf hoffen, mit 70 Jahren etwas Ruhe zu finden.“



5. Probleme und Folgerungen für die Psychotherapie

Ich möchte zusammenfassend einige Probleme skizzieren, die sich aus meiner Sicht daraus ergeben könnten:

Gelingt es Kindern und Eltern nicht ausreichend, den diversen Erwartungen zu entsprechen, entwickeln sich angstbesetzte Vorstellungen über die eigene Zukunft und die des Kindes. Es entsteht ein defizitorientiertes Bild sowohl des Kindes als auch seiner Eltern. Dieses Bild erschwert den gegenseitigen Zugang. Beziehungen, die von der Frage leistungsorientierten Entsprechens unabhängig sind, werden in ihrer Entfaltung behindert.

Das Tun orientiert sich weniger an Notwendigkeiten oder freiwilligem Interesse (also müssen oder wollen) sondern mehr an jenem schwer fassbaren Zwischenbereich des „Sollens“ (Motto: ich sollte eigentlich ... tun), der jugendliche, aber auch erwachsene Menschen in Entwicklungskrisen schwer motivieren kann.

Erwünscht und gefördert wird primär Anpassung, was einen kindlichen bzw. trotzig-pubertierenden Status gegenüber den gesellschaftlichen Normen und Strukturen erhalten hilft: Menschen werden auch als Erwachsene nicht wirklich erwachsen.

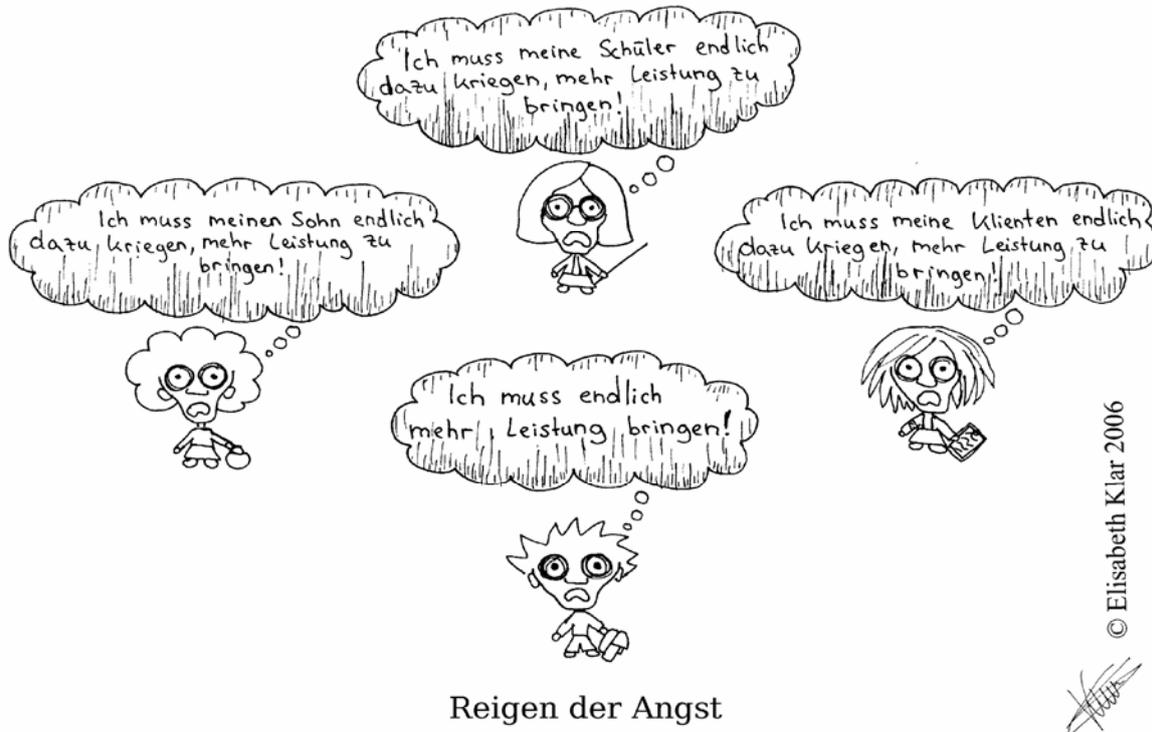


Der Schwerpunkt des eigenen Glückserlebens verlagert sich in eine diffuse Zukunft. In dieser wird Glück als Ergebnis entsprechender Leistungen bzw. als rechtmäßig erworbenes Gut versprochen. (Motto: zuerst die Arbeit und dann das Vergnügen)

Längerfristig stellen sich die Hoffnungsgeschichten jedoch leider oft als fromme Lügen heraus - man bekommt - wie manche von uns wissen - auch mit einer Menge nachweisbarer Zertifikate keinen Arbeitsplatz; Fleiß und gute Noten führen nicht unbedingt zu existenzieller Absicherung; das Wechselspiel aus dem Leben im Hamsterrad und der Ablenkung in der Freizeit macht nicht glücklich - zumindest manche nicht.

Kommen wir also zur Rolle der Psychotherapie:

Psychotherapie müsste aus meiner Sicht dabei unterstützen, ein Mensch zu werden, der sich seiner Lage bewusst ist. Sie müsste diesem Menschen dabei behilflich sein, seinen sozialen Kontexten eigenständig gegenüber zu stehen und mit ihnen kompetent umzugehen. Sie müsste ihm helfen, ein stärkeres Immunsystem gegen dominante Diskurse zu entwickeln. Sie müsste die mächtigen Hoffnungs- und Sorge-Geschichten sichtbar machen, die Klienten in die Therapie mitbringen - in ihren Auftrags- und Zielformulierungen verpackt. Sie müsste sie fallweise auch in Frage stellen. Dann könnte sie da und dort eine Bresche schlagen für die Würde der Freiheit und Eigenart bzw. Eigenartigkeit des menschlichen Individuums in dieser allzu eiligen und gierigen Welt.



Reigen der Angst

Leider - ist jede Psychotherapie gleichzeitig erwerbsorientierte Arbeit. Damit unterliegt sie denselben Mechanismen, von denen Arbeit und Ausbildung insgesamt geprägt sind. Wir alle wollen unser Geld. Wir alle passen uns deshalb an jene an, die es zu verteilen haben. Der Erfolg einer Therapie wird oft an der Zufriedenheit jener Personen gemessen, die darüber urteilen dürfen - und das Angebot der phantasierten Nachfrage vorseilend angepasst.

Psychotherapie ist teuer. Deshalb muss sie schnell Erfolg haben. Und schneller Erfolg ist leichter, wenn in erster Linie daran gearbeitet wird, was sich rasch verändern lässt. Das ist aber meist jene Person die unter ihren Lebensbedingungen leidet - und eher nicht die Lebensbedingungen selbst. Man konzentriert sich auf den Veränderungswillen des kleinen, ohnmächtigen Menschen. Man übersieht dabei oft jene, die Macht in Form von gebilligten Sanktionen als Rückendeckung haben. Die Aufträge orientieren sich an der Frage: wie kann ich mit dem mir Vorgegebenen besser umgehen lernen. Das bedeutet allerdings oft: wie kann ich ihm besser entsprechen oder vielleicht geschickter sein? Es bedeutet eben gerade nicht: wie kann ich mich dagegen wehren, wie kann ich dagegen kämpfen, bevor es mich kaputt macht?

Psychotherapie will nützen - also zumindest nicht schaden. Zusätzliche Verletzungen, Enttäuschungen, Lebensminderungen sollen tunlichst vermieden werden. Das führt dazu, dass man vorsichtig ist und sich ein schlechtes Gewissen macht, wenn man Klienten in ihrem Widerstand gegen allgemein geteilte Vorstellungen und mächtige Personengruppen unterstützt. Sie sind es, die die Kämpfe dann auf ihre Kosten austragen müssen. Und es ist abzusehen, dass ihnen das dann auch Leiden und Schwierigkeiten bereiten wird. Schließlich kann man sie ja nicht an die Front schicken.



Psychotherapie beruht auf Freiwilligkeit und Kooperation. Zumindest die Klienten sollen zufrieden sein. Das bedeutet bei Familientherapien dann manchmal: zumindest die zahlenden und ihr Einverständnis erklärenden Eltern bzw. andere Erwachsene. Es ist natürlich schwierig das in Frage zu stellen, was Eltern - und in der Folge natürlich auch ihre Kinder - aus tiefster Seele glauben, hoffen und fürchten. Die Beeinflussung durch den dominanten Zeitgeist ist so groß, dass ein anderes Denken und eine andere Positionierung den wesentlichen Normen gegenüber - auch den TherapeutInnen selbst - oft wie eine Verrücktheit bzw. Fahrlässigkeit erscheinen muss.

6. Fragen an die systemische Therapie

Systemische Therapie hat bei alledem den Vorteil, soziale Kontexte - und damit auch das in ihnen stattfindende Gerede - methodisch einzubeziehen. Wir haben gelernt, dass wir unsere soziale Welt gemeinsam mit anderen mittels unserer Urteile hervorbringen. Wir sehen uns - hoffentlich! - dabei zu, wen und was wir durch unsere Haltung und unsere methodische Herangehensweise unterstützen und was wir damit bewirken bzw. verhindern.



Dennoch habe ich den Eindruck, dass sich auf der Basis mancher methodischer Grundannahmen die eine oder andere Engführung im Sinn eines blinden Fleckes ergeben könnte.

Wir SystemikerInnen versuchen oft, eine Situation, die man nicht verändern kann, in eine positive umzuwerten - man könnte sagen nach dem Grundmotto: Pass dich ans Unveränderbare an, finde dich damit ab und nutze deine Möglichkeiten dazu, dir ein wenig Stärke und Eigensein zu erhalten.

Mit manchen Klienten erschaffen wir dort, wo es möglich scheint, euphorisierende Momente der Lust und helfen ihnen auf diese Weise, ihr Leben etwas erträglicher zu machen.

Wir orientieren uns an gegebenen Strukturen und Aufträgen. Wir funktionalisieren positive Entwicklungen und arbeiten primär an sozialer Kooperation. Wir streben danach, den Institutionen, die uns Klienten schicken, hilfreich zu sein. Wir orientieren uns an den Themen und Zielen der diversen Auftraggeber und fragen, was ihnen

nützt. Wir versuchen, ihnen bei ihren Sichtweisen, Erwartungen und Wünschen eher wohlwollend entgegen zu kommen. Wir wollen uns als partnerschaftliche Begleiter in ihren Dienst stellen.



Und die andere Seite: Es ist bei uns im allgemeinen nicht sehr üblich, unmissverständlich zu sagen, wenn man mit einer Vorgehensweise nicht einverstanden ist. Konflikte werden diplomatisch im Hintergrund gehalten und nur selten kontroversiell ausgetragen. Um keinen Widerstand in unseren kollegialen Kreisen und bei unseren diversen Kunden zu wecken und uns als „Dienstleister“ zu bewähren, leisten wir ihnen allen präventiv keinen Widerstand. Auch hier und heute nicht!

Dieser Fokus systemischer Arbeit könnte aus meiner Sicht Fragen in eine andere Richtung erschweren - etwa in die, wie man sich wehren, widerstehen, beim Eindruck der Wahrheit seines Leidens - oder seiner Wut ! - bleiben kann - trotz aller Aufforderungen, etwas Optimistischeres oder Kooperativeres daraus zu machen.

Ich frage mich oft, welche Blindheiten dieses allgemein

verbreitete Interesse an Kooperation und Wohlwollen hervorrufen kann. Und ich stehe mit dieser Frage sicherlich nicht alleine da.



Ich weiß aus vielen Gesprächen, dass sich einige von uns immer wieder Sorgen darüber machen, dass sie auf der Basis unseres gemeinsamen methodischen Ansatzes Menschen dabei dienlich sind, ihrer Domestizierung und Versklavung zuzustimmen. Sie fürchten, dass sie ihren KlientInnen manchmal dabei helfen, sich mit einem kleinen Käfig zu begnügen und damit die Rahmenbedingungen ihres Unglücks endgültig zu zementieren.



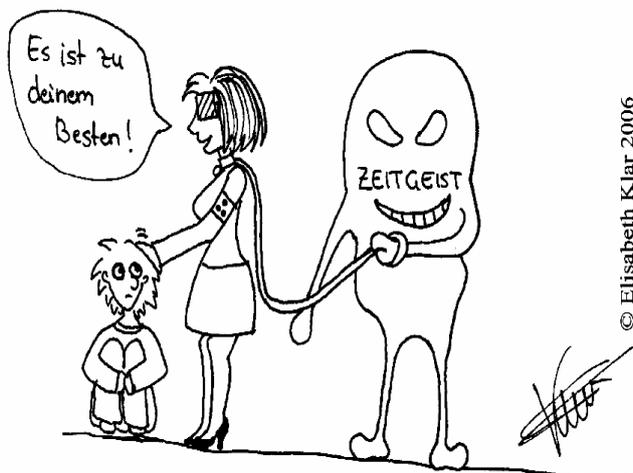
Wie seht ihr das?

- ✎ Widerstrebt ihr manchmal dem, was eure diversen Auftraggeber von euch wollen?
- ✎ Reibt ihr euch mit euren institutionellen Überweisern? Welche spezifische Mischung aus Kooperation und Auseinandersetzung bietet ihr ihnen an?
- ✎ Wie arbeitet ihr mit jenen Kräften, die die Lebensbedingungen eurer Klienten bestimmen und einschränken?
- ✎ Wie hindert ihr euch daran, euch in eurem Handeln innerhalb aktueller Vorstellungswelten und dominanter Diskurse zu bewegen?
- ✎ Und welche Aspekte systemischer Arbeit und systemischen Umgangs miteinander haltet ihr in diesem Zusammenhang für hinterfragenswert?

Abschließend möchte ich den Kern aller meiner Fragen noch einmal auf den Punkt bringen:

Wir arbeiten mit Menschen, die mit den Erwartungen einer postmodern und neo-liberalistisch geprägten, Gesellschaft konfrontiert sind.

Diese Gesellschaft produziert am laufenden Band jede Menge überzeugender Angst- und Hoffnungserzählungen. Eine der Möglichkeiten, sich davon frei zu halten, besteht darin, sich die eigene Urteilsfähigkeit trotz aller Ängste, Befürchtungen und Hoffnungen zu erhalten.



- ✎ Wie schaffen wir es also als systemische TherapeutInnen, uns diesen Erzählungen zumindest so weit zu entziehen, dass wir sie in den Blick bekommen können?
- ✎ Dass wir sie in den Blick bekommen können - und wählen können, was wir davon glauben und für wichtig halten wollen - und was nicht?
- ✎ Wie könnten wir uns daran hindern, zum Instrument der Anpassung zu werden?
- ✎ Wie könnten wir uns daran hindern, uns von den diversen Vorstellungen an die Leine legen zu lassen und uns selbst mit einem kleinen Käfig zu begnügen?

So - damit bin ich vorerst am Ende meiner Fragen angelangt.
Und nun bin ich gespannt auf eure Antworten.

Tom Levold, Köln:

Zwischen Affirmation und Kritik. Psychotherapie als soziale Veranstaltung

Einleitung

Als ich eingeladen wurde, etwas zur Diskussion der gesellschaftlichen Positionierung Systemischer Therapie beizutragen, sagte ich zunächst einmal zu - ohne lange nachzudenken. Es überwog meine Freude als Sozialwissenschaftler an diesem Thema, das mir in all den vergangenen Jahren in unseren psychotherapeutischen Diskursen doch recht zu kurz gekommen ist. Paradoxerweise zu kurz gekommen, könnte man sagen - angesichts der bahnbrechenden technischen, wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen, die die Welt seit über 30 Jahren in Atem halten (vgl. Castells 2001). Man könnte mit Heiner Keupp (2005) auch von einer „weit verbreiteten Gesellschaftsvergessenheit der Psychotherapieszene“ sprechen.

Das war nicht immer so. Die Psychoanalyse Sigmund Freuds hat sich nie nur als Therapieform verstanden, sondern immer zugleich auch als Kulturtheorie. Dass das Individuum und sein Triebleben nicht frei sei, sondern durch gesellschaftliche Ansprüche und Vorgaben formiert, mitunter auch deformiert werde, war und ist ein klassischer psychoanalytischer Topos - ob man in Fragen des Anpassungsdrucks auf Seiten der Gesellschaft stand oder eher den emanzipatorischen Aspekt psychoanalytischer Aufklärung betonte, ergab sich hingegen nicht unmittelbar aus dem bevorzugten Theorie-Rahmen, sondern hing in erster Linie von den politischen Präferenzen der jeweiligen Autoren ab. Nach dem Abklingen der gesellschaftskritischen Emphase der 60er und 70er Jahre scheint ein gewisser Rückzug in behandlungstechnische Fragen stattgefunden zu haben. Der emanzipatorische Diskurs ist mittlerweile weitgehend Vergangenheit.

Interessanterweise spielt dagegen die gesellschaftliche Perspektive für die systemische Therapie seit ihren Anfängen eine recht untergeordnete Rolle. Sie hat ihren allgemeinen guten Ruf durch ihre Beiträge in zwei anderen Bereichen erworben: Mit der konstruktivistischen Epistemologie der Kybernetik zweiter Ordnung schuf sie erstens einen radikal neuen Zugang zum Verständnis von (klinischen) Problemen und möglichen Lösungen und auf der Praxisebene wurde das zweitens von der äußerst kreativen Entwicklung innovativer Behandlungsarrangements begleitet, innerhalb derer die unterschiedlichsten Interventionen, Settingvarianten, Kontextbezüge usw. hervorgebracht wurden. Der Erfolg dieser Entwicklungen zeigt sich auch an der beträchtlichen Transferleistung in andere Therapieschulen hinein, die viele ihrer Innovationen der letzten Jahrzehnte zu einem gewissen Teil diesen Entwicklungen im systemischen Feld verdanken - oder zumindest den für sie damit verbundenen Irritationen.

Gesellschaft als solche wird in der Literatur der systemischen Therapie aber in den meisten Fällen nur als Kontext der jeweils beobachteten Systeme wahrgenommen, nicht als eigener Gegenstand. Das ist umso erstaunlicher, als der Umfang der gesellschaftstheoretischen Werke innerhalb der Systemtheorie gerade hierzulande enorm ist. Ich verweise hier nur auf das ausdifferenzierte Gesamtwerk von Niklas Luhmann (exemplarisch: Luhmann 1997), dessen Theorie der Gesellschaft im Bereich der systemischen Therapie weithin unterrezipiert geblieben ist, die sich lieber mit (oft fruchtlosen) Versuchen einer theoretischen Unterscheidung von psychischen und sozialen Systemen beschäftigte. Aber vielleicht haben wir es ja hier mit einem blinden Fleck systemischer Selbstreflexion zu tun, von der Sabine Klar gesprochen hat. Nun ist ein blinder Fleck ja kein Drama: einerseits ist er zwar in jede Reflexion eingebaut, andererseits braucht es aber nur eine Veränderung der Beobachterperspektive, um ihn selbst beobachten zu können.

Ich bin der Ansicht, dass Systemische TherapeutInnen gegenwärtig sehr viel von den aktuellen Diskursen einer systemischen Sozialarbeitswissenschaft lernen können (vgl. Kühling 2006), die sich in der Tat mit vielen Fragen beschäftigen, die Sabine Klar aufgeworfen hat, und in denen nicht nur versucht wird, den gesellschaftlichen Standort psychosozialer Hilfen mit systemtheoretischen Instrumenten zu ermitteln, sondern auch die damit verbundenen ethischen und normativen Fragen zu rekonstruieren. Wie sich hoffentlich zeigen wird, lassen sich manche Beiträge zum Diskurs der sozialen Arbeit auch in Bezug zur Psychotherapie setzen, auch wenn sich von Auftragslage, Methoden und Haltungen her klare Unterschiede benennen lassen.

Unabhängig davon sind nämlich beide Funktionssysteme der Gesellschaft, deren Aufgabe darin besteht, Hilfen für Personen zur Verfügung zu stellen, deren Teilhabe an gesellschaftlicher Kommunikation problematisch erscheint, bedroht ist oder gar nicht mehr existiert.

Soweit zu meinem Vergnügen über die Einladung zu dieser Tagung. Als ich dann den Text von Sabine Klar zugeschickt bekam, machten sich jedoch schnell zwiespältige Gefühle bemerkbar. Das liegt zunächst wohl einmal

an der kämpferischen Emphase, mit der Begriffe wie „Domestizierung“, „Versklavung“, „Anpassung“, „Widerstand“ usw. eingesetzt werden. Die Tonlage ist mir einerseits noch sehr gut aus der Zeit meines Studiums Anfang der 70er Jahre im Gedächtnis, als mein „dominanter Diskurs“ noch „Emanzipation von gesellschaftlicher Unterdrückung“ hieß. Mittlerweile ist er mir aber doch eher fremd geworden. Der endgültige Text von Sabine Klar ist übrigens im Vergleich zur ersten Fassung schon etwas milder in der Form, nicht mehr ganz so kämpferisch. Andererseits bin ich in meiner eigenen Praxis auch ständig mit sozialen Entwicklungen und Veränderungen konfrontiert, die mich wütend machen und kämpferisch stimmen.

Zwar habe ich - weil ich mangels gesetzlicher Anerkennung keine Kassenpatienten behandeln kann - eher mit einer betuchteren Klientel zu tun, aber als Supervisor bin ich in verschiedenen psychiatrischen Kliniken sowie im Jugendhilfe- und Sozialbereich alltäglich Zeuge von zunehmendem Ressourcenverlust und Ressourcenabbau - und zwar nicht nur bei der Klientel, sondern auch im Hilfesystem selbst.

Die angesprochenen dominanten Diskurse, die diesen Veränderungen zugrunde liegen und sie in gewisser Weise legitimatorisch unterfüttern, sind - wie wir alle wissen - nicht nur freischwebende Konstruktionen, derer man sich nach Belieben bedienen kann, sondern haben immer auch mit konkreten gesellschaftlichen Verteilungskämpfen, mit Interessenlagen, mit Machtverhältnissen zu tun - und einige von Ihnen wissen wahrscheinlich, dass ich seit langem immer wieder auf die Vernachlässigung der Bedeutung von Machtfragen im Systemischen Diskurs (Levold 1986, 2001) hinweise. Schon aus diesem Grund freue ich mich, dass dieses Thema auf dieser Jubiläumstagung einen so prominenten Platz eingeräumt bekommt.

Meine Lektüre war aber auch - wie schon angedeutet - von einem Unbehagen begleitet. Ich hatte den Eindruck, dass die Ambivalenz der angesprochenen gesellschaftlichen Verhältnisse zu wenig berücksichtigt wird und dass das Problem der Macht gesellschaftlicher Normierungen vorschnell als ein moralisches Problem codiert worden ist. Das führt meiner Ansicht nach aber zu einer Einengung von Reflexionsmöglichkeiten.

Wenn die Erörterung von Machtfragen mit einem moralischen Imperativ verknüpft wird, muss man sich ja sputen, um rechtzeitig auf die gute Seite zu gelangen. Die moralische Festlegung auf die Unterscheidung von Widerstand und Gegnerschaft schließt die Diskussion womöglich, bevor sie sich wirklich öffnen kann.

Der von Sabine Klar formulierte Einladung zu einem Diskurs über gesellschaftliche Normen und Werte, dem sich Systemische TherapeutInnen stellen sollten, wäre aber damit kein guter Dienst erwiesen. Ich will im Folgenden daher versuchen, einige Beobachtungen aus meiner Perspektive beizusteuern. Zunächst möchte ich auf die Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft und die damit verbundene Idee individueller Unfreiheit eingehen, die ich aus Sabines Beitrag herausgelesen habe. In einem zweiten Schritt will ich auf die grundsätzliche Ambivalenzen der gegenwärtigen Verhältnisse wie der Beschreibungen dieser Verhältnisse eingehen, die m.E. konstitutiv für unsere gegenwärtige Situation sind und eindeutige Positionen erschweren. Anschließend möchte ich Psychotherapie als Funktionssystem beschreiben, das sich von anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen nachdrücklich dadurch unterscheidet, dass sie ihren Gegenstand in der „ganzen Person“ hat, die aus diesem Grund nicht Umwelt für Psychotherapie ist. Daraus resultieren abschließende Überlegungen zu den Werten, die systemische Psychotherapie womöglich Klienten als auch der Gesellschaft gegenüber vertreten kann und soll.

Individuum und Gesellschaft

Im Titel des Eröffnungsbeitrages ist von Widerstand die Rede. Widerstand braucht nicht nur Akteure, sondern auch einen Adressaten. Wer das sein kann, ist mir bei der Lektüre des Textes von Sabine Klar unklar geblieben. Da ist von machtvollen gesellschaftlichen Normen die Rede, in der ersten Fassung metaphorisch von mythischen „Mächten, die danach verlangen, dass man ihnen dient und opfert“, eine Gesellschaft, welche Sinn verwaltet und Wert zuzisst, gesellschaftliche Normen und Strukturen, denen gegenüber das Prinzip primärer Anpassung gelte, das „dominante gesellschaftliche Gerede“, kurz: „kein sichtbarer und greifbarer Gegner“, an dem sich widerstandsbereite Akteure reiben könnten.

Überraschend und ein wenig widersprüchlich für mich ist an dieser Stelle die Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft in einer Art Unterdrückungsverhältnis, welche zwangsläufig die Frage nach emanzipatorischen Strategien der Befreiung aufwirft, während gleichzeitig an anderer Stelle darauf verwiesen wird, dass wir gelernt haben, „dass wir unsere soziale Welt ...gemeinsam mit anderen vermittlels unserer Urteile hervorbringen.“ Diese Widersprüchlichkeit durchzieht meiner Ansicht nach die gesamte Argumentation.

Je deutlicher wird, dass es sich sowohl beim unterdrückten wie beim befreiten Individuum um soziale Konstruktionen handelt, die innerhalb von Gesellschaft hervorgebracht werden, von der sich die Individuen vielleicht emanzipieren

möchten, desto schwieriger ist es, diesen Dualismus von Individuum und Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Luhmann argumentiert an dieser Stelle sehr klar, dass die Gesellschaft nichts anderes als der Gesamtzusammenhang sozialer Kommunikation ist (Luhmann 1997), und insofern nicht als Gegenbegriff zur individuellen Freiheit taugt. Das hat übrigens nichts mit der Frage zu tun, ob bestimmte beobachtbare soziale Phänomene zu Recht als Unterdrückung bezeichnet werden können oder nicht, sondern vielmehr damit, wer als Agent dieser Machtverhältnisse in Frage kommt. Und es lässt sich mit Recht bezweifeln, dass ein wie auch immer diffuser Gesellschaftsbegriff dafür geeignet ist.

Selbst Michel Foucault, der einen viel kritischeren Blick auf die gesellschaftlichen Machtverhältnisse hat als Luhmann, versteht die Gesellschaft als einen solchen Gesamtzusammenhang. Er fokussiert in seinem Konzept der Gouvernamentalität auf die enge Verschränkung von Herrschaft einerseits und Einverständnis der Beherrschten andererseits, die sich innerhalb und mithilfe eines komplexen Netzes aus Diskursen, Wissen, Institutionen und Praktiken vollzieht, aus dem man sich nicht ohne weiteres verabschieden kann. Diese Form des Beherrschtseins geht paradoxerweise einher mit der Tatsache, dass zumindest in den postindustriellen Gesellschaften „die emanzipatorischen Ideale der bürgerlichen Moderne des 20. Jahrhunderts formell eingelöst (sind). Für Foucault gilt das Subjekt deswegen als weitaus freier in seinen Möglichkeiten, als es meint.“ (Aßmann 2006).

Aus dieser Perspektive ist es gerade das Programm der Steigerung von Freiheit, welches die sozialen Asymmetrien erzeugt, die Sabine Klar zu Recht beklagt. Wir haben es hier mit einer Paradoxie der Freiheit zu tun, die sich nicht mehr ohne weiteres nach einer Seite hin auflösen lässt. Indem die klassischen kollektiven Sinnsysteme der Vormoderne und Moderne ihre Autorität und ihren Zugriff auf die Lebenspraxis der Menschen immer mehr verlieren, sind diese frei, sich die Rationalität ihrer Lebensentwürfe selbst zurechtzuzimmern.

Das ist unter dem Epochenbegriff der Postmoderne zu verstehen. Damit einher geht die Tendenz zur immer weiteren „Vermarktung“ der Lebenswelten. „Der ideologische Rahmen ist der Neoliberalismus, bei dem es keine kollektiven, sondern nur Einzelbedürfnisse gibt. Es erfolgt eine Ökonomisierung des Sozialen: ... es zählen nur noch die Zwecke, die sich in Geld berechnen lassen, d.h. es erfolgt eine Monetarisierung der Zwecke“ (Pfeifer-Schaup 2006, S. 102). Damit wird die vom klassischen Liberalismus unterstellte „natürliche Freiheit“ des Menschen von Herrschaft und Unterdrückung zwanglos durch die unternehmerische Freiheit der ökonomisch-rationalen Individuen ersetzt (Höhne 2002). Das Programm der Steigerung von Freiheit im Sinne einer Freisetzung der Menschen aus übergeordneten sozialen Bezügen und Sinnzusammenhängen ist eng verknüpft mit den zunehmenden Risiken sozialer Desintegration. Da sich gesellschaftliche Integration nicht mehr über große Gesellschafts-Entwürfe, die auch in ihren nicht-totalitären Varianten das Maß individueller Freiheit reduzieren, sondern immer mehr über die Teilnahme der Individuen an unterschiedlichen Märkten realisiert, liegt der Sinn des Handelns nurmehr in der freien Erzeugung und Vermehrung des eigenen ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals, das auf den Märkten der Arbeit, des Konsums, des Kapitals und der Aufmerksamkeit eingesetzt werden kann. Wer kein entsprechendes Kapital vorzuweisen hat, fällt schnell aus dem sozialen Zusammenhang heraus. Die individuellen und letztlich auch sozialen Kosten dieser zunehmenden Exklusion (Luhmann) von Lebenswelten aus der Gesellschaft sind noch nicht wirklich absehbar. Die Risiken der Individuen liegen also weniger in ihrer Unfreiheit als im individuellen Konkurs als Marktteilnehmer und dem damit verbundenen Ausschluss von sozialen Möglichkeiten. Wir haben es also - zugespitzt - mit einem Spannungsfeld von Freiheit und Desintegration auf der einen und Unfreiheit und Integration auf der anderen Seite zu tun, das die Frage nach orientierenden Werten, die uns auch in der psychotherapeutischen Praxis helfen könnten, nicht gerade leicht macht.

Ambivalenz

Eindeutigkeit ist in der Beantwortung dieser Fragen nicht mehr zu haben. Ich möchte daher gerne Heiko Kleve zitieren, gegenwärtig einer der brilliantesten systemischen Theoretiker der Sozialen Arbeit, der in seinem Buch „Postmoderne Sozialarbeit“ im Anschluss an Zygmund Baumann, Wolfgang Welsch und Jacques Derrida herausarbeitet, dass das Hauptmerkmal des gesellschaftlichen Feldes, auf das sich Sozialarbeit und Psychotherapie als Funktionssysteme mit dem Auftrag psychosozialer Hilfe beziehen, in seiner Widersprüchlichkeit und Ambivalenz liegt, die grundsätzlich nicht mehr überwunden werden können. Was ist mit hier mit Ambivalenz gemeint? Ich zitiere: „Mit Ambivalenz wollen wir nun ganz allgemein nicht nur Zwei-, sondern Mehr- bzw. Vieldeutigkeiten, also Uneindeutigkeiten, Unbestimmbarkeiten, Widersprüchlichkeiten oder auch Paradoxien in psychischen, sozialen bzw. kommunikativen Verhältnissen sowie in deren Beobachtung bezeichnen, die, wenn sie konstatiert werden, ein unentscheidbares Oszillieren zwischen mindestens zwei differenzierten, heterogenen, aber gleichermaßen plausiblen Entscheidungsmöglichkeiten herausfordern. Eine ambivalente Situation ist dadurch gekennzeichnet, dass

in der Beobachtung einer Situation, eines Ereignisses, einer Handlung, einer gesellschaftlichen Praxis zwei oder mehr gegensätzliche, sich widersprechende Blickpunkte, Beobachtungen bzw. Beschreibungen, Erklärungen und Bewertungen gleichermaßen plausibel erscheinen“ (Kleve 1999, S. 22f.).

Akzeptiert man diese Prämisse, muss man auf die Festlegung von allgemeinverbindlichen Orientierungspunkten verzichten. An deren Stelle treten das Konzept der Differenz und der praktische Umgang mit Differenzen in den Vordergrund, und zwar als positive Begrifflichkeiten. Ambivalenzen „zwischen Ganzheit und Differenz, Berufsarbeit und Nächstenliebe, Hilfe und Nichthilfe, Hilfe und Kontrolle, ... Integration und Desintegration, ... Problem und Lösung, ... Ethik und Pragmatik“ stellen sich also weniger als aufzulösende Probleme dar, sondern als Ausgangspunkt und Chance (Kühling 2006, 137). Die praxeologische Perspektive liegt in der erfolgreichen Handhabung von Differenzen. „Menschen sind Ambivalenzmanager, Sozialarbeiter (und Psychotherapeuten, TL) unterstützen sie, dies erfolgreich zu sein“ (ebd., S. 138). Die Varianten hierbei sind Differenzbeobachtung, Differenzminimierung, Differenzakzeptanz oder gar Differenzmaximierung als gezielte Hervorbringung von Unterschieden, die Unterschiede machen (ebd. S. 139).

Gleichwohl weist Wolfgang Krieger zurecht darauf hin, dass sich ein beträchtlicher Teil des Leidens der Subjekte den Konflikten zwischen nach wie vor wirksamen Idealen der Moderne (z.B. das Recht auf wohlfahrtsstaatliche Sicherheitsgarantien usw.) und den sozialen Realitäten postmoderner Gesellschaften verdankt.

Er beobachtet „dass die postmoderne gesellschaftliche Realität die Subjekte zum einen zunehmend den Risiken der Lebensführung überlässt und sie zum anderen zugleich immer weniger mit Kompetenzen der Ambivalenzbewältigung ausstattet“ (Krieger 2006, S. 106). Sie schwäche damit nicht nur den gesellschaftlichen Zusammenhalt, sondern gerade auch die Akzeptanz von Pluralität und führe zu fundamentalistischen ‚Rückbesinnungen‘“ (ebd.): „In dem Maße, in dem flexibilisierte Gesellschaften die Anpassungsfähigkeit ihrer Bürger überfordern..., und zugleich nicht dafür Sorge tragen, dass die Entwicklung von Bewältigungskompetenzen ausreichend gefördert wird, bringen sie eine Ziel-Mittel-Diskrepanz hervor, die nicht nur ihre eigene Leistungsfähigkeit (nach innen und außen) in Frage stellt, sondern auch mehr und mehr Bürger vom gesellschaftlichen Produktionsprozess und von kultureller Teilhabe ausschließt“ (ebd., S. 107).

Aus dieser Perspektive bedeutet Anpassung nicht in erster Linie Unterwerfung unter die Herrschaft vorgegebener Normen und Sinnsysteme, sondern stellt eine Voraussetzung für die Teilnahme an gesellschaftlicher Kommunikation in den einzelnen Funktionssystemen dar. Dauerhafte Nicht-Anpassung führt ab einem gewissen Grad mehr oder weniger zwangsläufig zur Exklusion der Nicht-Angepassten.

Das Problem liegt aus dieser Perspektive weniger in der Tatsache der Anpassungsnotwendigkeit selbst als darin, dass die mangelnde Förderung von Bewältigungskompetenzen im Zusammenhang mit der sich rapide beschleunigenden Eigendynamik der Gesellschaftsentwicklung zu einem Riss in der Gesellschaft führt.

Momentan können wir beobachten, dass der Riss größer wird. Die Frage aber, inwiefern dieser Riss behoben werden kann, scheint innerhalb der dominanten Funktionssysteme der Gesellschaft selbst nicht mehr beantwortbar zu sein, alle diesbezüglichen Diskurse sind ebenfalls hoch ambivalent. In der Regel wird daher die Bearbeitung dieser Frage an die Funktionssysteme der Sozialarbeit und Psychotherapie delegiert, was uns zum Thema der Funktion dieser Hilfesysteme führt.

Funktionale Differenzierung und Psychotherapie als ein besonderes Funktionssystem

Kernpunkt der Gesellschaftstheorie Niklas Luhmanns ist die Theorie der funktionalen Differenzierung, deren Ausarbeitung er sein gesamtes letztes Lebensjahrzehnt gewidmet hat. Unter funktionaler Differenzierung ist die Gliederung der Gesellschaft in verschiedene, weitgehend autonome Teilsysteme gemeint, wie z.B. Wirtschaft, Recht, Politik, Religion oder Wissenschaft. Diese Art der Differenzierung, die das Bild moderner und postmoderner Gesellschaften prägt, unterscheidet sich von vormodernen Formen der Differenzierungen etwa nach Clans in Stammesgesellschaften, nach Ständen im Feudalismus oder Klassen im aufsteigenden Industrialismus. Die Funktionssysteme sind füreinander Umwelt, so wie auch Menschen bzw. Personen genauso wenig Bestandteil dieser Funktionssysteme sind, sondern ihrer Umwelt zugerechnet werden können. Für die Funktionssysteme sind also nur bestimmte Handlungen und Kommunikationen der Menschen von Belang, letztere sind austauschbar und daher nicht als „ganze Personen“ relevant.

Es stellt sich dabei die Frage, wie man die jeweils relevanten Operationen eindeutig einem bestimmten Funktionssystem zuschlagen kann. Luhmann postuliert für jedes Funktionssystem einen spezifischen „binären

Code“, mit Hilfe dessen geregelt werden kann, welche Operationen im System anschlussfähig werden (z.B. Geld-Zahlungen in der Wirtschaft) und welche vom System abgelehnt werden (z.B. unbezahlte Liebesdienste).

In der Wissenschaft handelt es sich um Wahrheit/Unwahrheit-Codierungen, in der Politik um Recht/Unrecht-Codierungen. Komplexe Kommunikationsstrukturen haben also Anschluss an unterschiedliche Funktionssysteme, ohne dass diese selbst aufeinander direkt zugreifen könnten.

Was heißt das nun für die Funktion von Psychotherapie und Sozialarbeit?

Michael B. Buchholz zeigt in seinem Buch „Psychotherapie als Profession“, das „Psychotherapie als Profession eine spezifische Systemleistung universalisiert, also Irritationsbewältigung für die Gesellschaft in einer Weise erbringt, die von keinem anderen Funktionssystem erbracht wird und werden kann“ (Buchholz 1999, S. 125). Dies tut sie, indem sie sich auf den Menschen als „ganze Person“ in einer Weise bezieht, wie das den gesellschaftlichen Funktionssystemen nicht möglich ist. In dem Maße, in dem es Menschen nämlich nicht gelingt, durch ihre Handlungen und Kommunikationen anschlussfähig für die unterschiedlichen Funktionssysteme zu bleiben (etwa durch Verlust der Zahlungsfähigkeit, abweichendes Verhalten, Lernverweigerung, Krankheit, fehlende Kommunikationsbereitschaft oder -kompetenz usw.), fallen sie aus den Systemen heraus. Umgekehrt lässt sich mit Buchholz formulieren: „Die Gesellschaft exportiert ihre Irritationen auch in ihre personalen Umwelten. Die Folgen dieses Irritationsexports bekommen Psychotherapeuten (und andere Professionen) zu Gesicht. Als Gesellschaftsmitglieder werden Personen gewissermaßen in ihre Funktionssystem-Mitgliedschaften zerlegt; außerhalb der Funktionssysteme aber existieren sie als ‚individualisierte Personen‘. Als solche sind sie in die Funktionssysteme deshalb nicht inkludierbar, weil dort die Zumutungen an das, was für vernünftig ausgewiesen wird, sich geändert haben. Was exportiert wird, ist systemdysfunktionale Unvernunft“ (146f.).

Als Therapeuten ist uns selbstverständlich, dass Personen gerade in ihrer Individualität sozial anerkannt sein müssen, um überhaupt überleben zu können. Der ganze Bereich der primären Sozialisation, das Familienleben sowie Freundschafts- und Liebesbeziehungen sind auf dieser Anerkennung aufgebaut, der Zugang zu den gesellschaftlichen und mit einer anderen Logik ausgestatteten Funktionssystemen erfolgt erst später und schrittweise. In vormodernen Zeiten gehörten die Menschen als ganze Personen zu ihren sozialen Gemeinschaften und Bezugssystemen, auch die Dummen und Irren, Kranken und Behinderten. Mit der funktionalen Differenzierung bilden sich Systeme heraus, für die die Person als Ganzes nicht mehr von Bedeutung ist. Entscheidend ist nun, inwiefern die systemspezifischen Codes von den Personen bedient werden können. Die Schüler werden in erster Linie entlang der Unterscheidung Wissen/Nicht-Wissen beurteilt, der Staatsbürger entlang der Differenz von Recht/Unrecht, der Kunde nach zahlungsfähig/zahlungsunfähig usw. Wer nichts weiß, muss von der Schule, wer Unrecht begeht, wird bestraft, wer nicht zahlt, kann nicht am Wirtschaftsleben teilnehmen etc.

Dennoch betrifft interessanterweise der Export der Irrationalität aus den Funktionssystemen immer die ganze Person „und die soziale Kontrolle von deren Abweichungen ebenfalls“ (ebd., S. 147), d.h. man kann sich nur als ganze Person in der Psychiatrie oder im Gefängnis aufhalten, nicht aber bloß mit bestimmten funktionspezifischen Verhaltensweisen.

„Die Existenz ‚ganzer Personen‘ und deren ‚Unvernunft‘, die als solche aus Funktionssystemen exkludiert wurden, sind somit jenes Kernproblem, um das herum sich autokatalytisch“ u.a. die Funktionssysteme der Psychotherapie und Sozialarbeit herausgebildet haben (ebd., S. 148). Während die Medizin sich noch mit der Leberzirrhose von Zimmer 318 oder dem Darmdurchbruch auf Station 32 befassen darf (auch wenn die Einbeziehung der ganzen Person auch in der Medizin hier und da - fächerspezifisch - gefordert wird), bezieht sich das gesamte Interventionsspektrum auf die Person als individuellem Gegenüber: Erst mit der Aufnahme einer therapeutischen Beziehung, die immer auch eine persönliche ist, wird der Rahmen für das professionelle Handeln geschaffen.

Erst aus dieser Perspektive kann überhaupt die Parteinahme für das Individuum gegen die Ansprüche der Funktionssysteme evident werden. Der gesellschaftliche Stellenwert von Hilfesystemen bezieht sich also daraus, dass den Funktionssystemen etwas abgenommen wird, was diese nicht zu leisten vermögen, gleichzeitig wird der Erfolg der Hilfe aber daran gemessen, ob die Person auch wieder in die Lage kommt, ihre gesellschaftlichen Anforderungen zu erfüllen. Mit Wolfgang Krieger lässt sich sagen, dass sich damit in „Identitäts-, Motiv- und Handlungskonflikten der Klientel ... die Ambivalenzkonflikte postmoderner Gesellschaften ebenso (wiederspiegeln) wie in den Doppelbotschaften des gesellschaftlichen Auftrags“ von Sozialer Arbeit und Psychotherapie, nämlich „die Schrecken der Desintegration in Schach zu halten und zugleich dem Menschlichen zu dienen“ (Krieger 2006, S. 109).

Die Perspektive der „ganzen Person“ als Bezugspunkt therapeutischer Ethik

Nun sind wir bei der Frage nach den Werten angelangt, von denen wir uns als systemische Therapeuten leiten lassen sollen. Sabine Klar spricht nicht explizit von Werten, aber ihr Aufruf an uns, „uns daran zu hindern, zum Instrument der Anpassung zu werden“, uns zu wehren, Widerstand zu leisten, ist doch ein starker Appell, kritisch nicht nur gegen dominante gesellschaftliche Wertvorgaben aufzubegehren, sondern auch gegen mit systemischen Konzepten verbundenen Wertvorstellungen wie allgemeiner Anerkennung oder Kooperation. Die Wahl ihrer Formulierungen ist dabei dergestalt, dass eine Nicht-Zustimmung schon mit dem Risiko verbunden ist, man sei (absichtlich oder unwissend, implizit oder explizit) für Anpassung, Käfighaltung und Domestizierung. Das meinte ich mit moralischer Codierung.

Wir sind hier mit einem Problem konfrontiert, das Niklas Luhmann immer wieder thematisiert hat, nämlich dem Problem moralischer Kommunikation. Moralische Kommunikation, die im wesentlichen auf wertebezogener Achtung und Missachtung beruht, ist sowohl auf Inklusion wie auf Exklusion angelegt: moralische Zustimmung sichert Zugehörigkeit, Nicht-Zustimmung führt zu Ausschluss aus der Wertegemeinschaft. Während moralische Kommunikation sich in allen älteren Gesellschaftsformen auf Teilsysteme beschränkte und dort zur Integration beitrug, muss man jedoch heute auf die „Vorstellung einer moralischen Integration der Gesellschaft“ (Luhmann 1997, S. 1043) verzichten, denn es gibt nichts außerhalb der Gesellschaft, gegen das sich diese moralisch abgrenzen könnte. Und innerhalb der Gesellschaft toben die unterschiedlichsten Wertekonflikte, die selbst kein Rüstzeug für ihre Lösung beinhalten:

„Werte enthalten keine Regel für den Fall des Konfliktes zwischen Werten. Es gibt, wie oft gesagt, keine transitive oder hierarchische Ordnung der Werte“ (ebd., S. 799). Und: „Je mehr Werte, desto weniger ist ihnen zu entnehmen, wie zu entscheiden ist“ (ebd., S. 800).

Gleichwohl kommen wir nicht ohne Werte aus. Ohne Werte wären wir nicht nur außerstande, unser Handeln konsistent zu orientieren, wir hätten wohl auch Schwierigkeiten, unsere Wahrnehmung zu organisieren.

Sie sind schließlich wohl auch mit für unsere blinden Flecken verantwortlich. George Spencer-Brown formuliert sehr schön auf der ersten Seite seiner „Gesetze der Form“: „Es kann keine Unterscheidung geben ohne Motiv, und es kann kein Motiv geben, wenn nicht Inhalte als unterschiedlich im Wert angesehen werden“ (Spencer-Brown 1997, S. 1). Schon die basalen Operationen einer Unterscheidung setzen also bereits eine Wertsetzung voraus.

Und wenn wir differenztheoretisch und ambivalenzfördernd denken wollen, müssen wir akzeptieren, dass die Zahl der Möglichkeiten auch in Bezug auf die Geltendmachung von Werten groß ist und jederzeit gesteigert werden kann. Dennoch plädiere ich keinesfalls - wie man vielleicht vorschnell vermuten könnte - für eine Beliebigkeit von Werten. Das Ergebnis wäre allenfalls eine zynische und keine ethische Haltung.

Jedes - insbesondere das professionelle - Handeln muss Werte als Orientierungsrahmen zur Verfügung haben. Als systemische Therapeuten müssen wir uns also Gedanken machen, welche Werte unsere gesellschaftliche Funktion besonders sinnhaft zum Ausdruck bringen. Ich glaube nicht, dass es der Widerstand gegen die gesellschaftlichen dominanten Diskurse sind, der als Integrationswert für unsere systemische Zukunft taugt. Es ist nicht anders als bei der Psychoanalyse: wer mit dieser Gesellschaft im Reinen ist, wird die Anpassungsseite aus weltanschaulichen oder pragmatischen Gründen Anpassung vertreten können, wem sie ein Gräuöl ist, wird genauso plausibel in der Anpassung ein Instrument der Unterdrückung erblicken können.

Ich möchte dagegen setzen, dass der Fokus, der uns von anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen unterscheidet, vielleicht einen Hinweis auf eine mögliche gemeinsame Wertorientierung sowohl im Umgang mit Klienten als auch als Beobachter der Gesellschaft bieten kann. Der Fokus auf die „ganze Person“ erfordert nämlich auch eine Wertorientierung, die auf die ganze Person gerichtet ist. Die Unverletzbarkeit der körperlichen Integrität, die Unantastbarkeit der menschlichen Würde, das Recht auf Entwicklung, Nahrung und Bildung, das Streben nach Liebe und Glück, das Recht auf Teilhabe an Kommunikation und Gesellschaft, all diese Werte erfordern, dass man den Bezug auf die Person, d.h. den Menschen als soziales Wesen und soziale Adresse herstellt und aufrechterhält. Das Wirtschaftssystem kann als solches mit Menschenrechten solange nichts anfangen, bis es teuer wird, sie zu missachten. Das Rechtssystem mag zwar in der Person nach mildernden Umständen suchen, interessieren tut es sich aber vorrangig für die Unrechtmäßigkeit ihrer Taten. Das Schulsystem erwartet von der Person den motivationalen Input als Gleitmittel für die Realisierung der Systemleistung, die Schulabschluss heißt. In allen diesen Fällen ist die Person Umwelt, die allenfalls in Rechnung gestellt werden muss. Als Psychotherapeuten haben wir es eben nicht bloß mit psychischen Systemen zu tun, in deren Umwelt Person vorkommt, sondern mit ganzen Personen, die sich selbst leiblich, geistig und seelisch als Personen erleben und adressieren.

Der daraus resultierende Respekt vor der Person kann uns helfen, das „dominante Gerede“ in der Gesellschaft daraufhin zu beobachten, wie sich Klienten dazu in Bezug setzen und handelnd orientieren. Sie dabei zu begleiten

und ihnen unsere Beobachtungen auf methodisch kontrollierte Weise zur Verfügung zu stellen, ist unsere Aufgabe und Möglichkeit als Therapeuten, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Als Beobachter von Gesellschaft können wir aus dieser Perspektive eine Menge in den öffentlichen Diskursen darüber mitteilen, was die Folgen sind, wenn immer mehr Personen aus den relevanten Funktionssystemen herausfallen, wenn die Perspektive der Person immer weniger in den Funktionssystemen reflektiert wird, weil diese gerade hier ihre eigenen blinden Flecke haben. Ich stelle mir das aber so vor, dass wir dabei nicht für einzelne Personen stellvertretend einen Kampf aufnehmen (weil das hieße, die Klienten unseres Reflexionsangebotes zu berauben), sondern dass wir die Perspektive der „ganzen Person“ in den öffentlichen Diskursen lebendig halten.

Die Karriere des Coaching als personenbezogene Beratungsleistung hat nicht zuletzt damit zu tun, dass auch in der Wirtschaft gesehen wird, dass die Person als solche auch innerhalb des Funktionssystems repräsentiert sein muss, um sie als Umweltressource besser nutzen zu können. Die Perspektive auf die Person darf aber nicht auf die Unterstützung von sogenannten Leistungsträgern beschränkt sein. Sie hängt nicht von der Qualität oder dem Wert der Person ab, sondern muss sich selbst Bezugspunkt sein. Darin liegt die implizite Ethik psychotherapeutischen Handelns. Ob es hilfreich ist, sie im Sinne eines Wertekataloges zu explizieren, möchte ich offenlassen. Schließen möchte ich mit einem Zitat von Heinz von Foerster, der zu diesem Thema gesagt hat: „Ich möchte Sprache und Handeln auf einem unterirdischen Fluss der Ethik schwimmen lassen und darauf achten, dass keines der beiden untergeht, so dass Ethik nicht explizit zu Wort kommt und Sprache nicht zur Moralpredigt degeneriert“ (von Foerster 1993, S. 68f.).

Literatur:

Aßman, Alex (2006): Angenommen, es gäbe keine Unfreiheiten. Über die Bedeutung des Spätwerks von Michel Foucault für die Auslegung moderner Aporien und die Kritik von Interventionsnormen. In: ZSTB 24(2), S. 89-97

Buchholz, Michael B. (1999): Psychotherapie als Profession. Gießen: Psychosozial Verlag

Castells, Manuel (2001): Das Informationszeitalter (3 Bd). Opladen: Leske + Budrich

Foerster, Heinz von (1993): KybernEthik. Berlin: Merve

Höhne, "omas (2002): Regieren oder Kontrollieren in der Wissensgesellschaft. Über den Zusammenhang von Wissen, Medien und Macht (Download von <http://www.copyriot.com/gouvernementalitaet/pdf/hoehne.pdf> am 9.9.2006)

Keupp, Heiner (2005): Die ambivalente gesellschaftliche Funktion von Psychotherapie. In: Psychotherapie im Dialog 6(2), S. 141-144

Kleve, Heiko (1999): Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft. Aachen: Dr. Heinz Kersting. Wissenschaftlicher Verlag des Instituts für Beratung und Supervision Aachen

Krieger, Wolfgang (2006): Postmoderne für alle? - Soziale Arbeit und die Zwiespältigkeit der Postmoderne. In: ZSTB 24(2), S. 106-113

Kühling, Ludger (2006): Wenn Theoretiker Theorie lieben - Praktiker sie wenig zur Kenntnis nehmen, und sie dennoch ein wenig wirkt. In: Kontext 37(2), S. 130-148

Levold, Tom (1986): Die Therapie der Macht und die Macht der Therapie. Über die Wirklichkeit des Sozialen. In: ZSTB 4(2), S. 243-252

Levold, Tom (2001): Macht und Machtspiele aus systemischer Sicht. In: systeme 15(2), S. 111-119

Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft (2 Bd.). Frankfurt am Main: Suhrkamp

Pfeifer-Schaupp, Ulrich (2006): Soziale Arbeit zwischen Polizeistaat, privater Praxis und profitorientierter Dienstleistung. In: ZSTB 24(2), S. 98-105

Spencer-Brown, George (1997): Gesetze der Form. Lübeck: Bohmeier

Sabine Klar

Lieber Tom!

Deine Auseinandersetzung mit meinen Fragen hat mich zugegebener Weise beeindruckt. Ich fühlte mich in Bezug auf den blinden Fleck meiner eigenen „moralischen Codierungen“ ertappt und verfiel eine Zeitlang in nachdenkliches, lernbereites Schweigen. Nachdem ich mir deine Antworten noch ein paar Mal schriftlich durchlesen konnte, komme ich nun aber doch nicht umhin, das eine oder andere dazu anzumerken.

Zum „blinden Fleck“ - du meinstest, es brauche nur eine Veränderung der Beobachterperspektive, um ihn beobachten zu können. Demgemäß wären „blinde Flecke“ kein Drama. (S. 2) Das stimmt - gilt aber nur dann, wenn man darauf Wert legt, sie zu kennen, sich ihrer also bewusst werden bzw. sich im Hinblick auf seine Beobachterperspektiven beweglich halten will. Meiner Erfahrung nach scheint das schwierig zu sein, wenn man sich mit einer eingenommenen (z.B. methodischen oder ethischen) Positionierung identifiziert und persönliche Vorteile damit verknüpft. Es gibt Reaktionen auf meine Fragen, die mich methodisch überzeugen - und gleichzeitig misstrauisch machen, weil sie so selbstverständlich wirken und den Eindruck erwecken, es sei kein Problem, sich im Kontext von Interessenslagen, die auf beiden Seiten wirken, ganz auf das zu konzentrieren, was den KlientInnen jeweils gut tut. Ich habe bei einigen Rückmeldungen den Eindruck, dass es meinen KollegInnen leicht erscheint, sich gegenüber den diversen Beeinflussungen frei zu halten. Mir persönlich fällt es nicht so leicht und deshalb halte ich das Bemühen um eine halbwegs freie und bewegliche Wahrnehmungs- und Urteilsfähigkeit für eine nie endende Aufgabe.

Die „Milde“, die mein endgültiger Text gegenüber vorangehenden Varianten aufweist, könnte auch als Ergebnis interner Abgleichungs- und Nivellierungsprozesse i.R. Kooperation mit meinen KollegInnen verstanden werden. Ist „Milde“ in diesem Zusammenhang eigentlich positiv zu bewerten? Und auf der Basis welcher Kriterien stellst du meinen hie und da durchbrechenden Kampfgeist als anachronistische „Emphase“ in Frage? Sollte ich als Vortragende meinen Zuhörern so begegnen, als wären sie Klienten in einer systemischen Psychotherapie? Ich persönlich bin übrigens weniger über die „sozialen Entwicklungen“ (S. 3 oben) wütend als darüber, wie wir SystemikerInnen uns auf subtile Weise daran beteiligen, ohne es wahrhaben zu wollen.

Was du über die Vermarktung der Lebenswelten in der neoliberalistischen Postmoderne und über den drohenden individuellen Konkurs als Marktteilnehmer schreibst (S. 5), spricht mir natürlich aus der Seele. Ich denke allerdings, dass der individuelle Konkurs der Marktteilnehmer auch konkrete Unfreiheit bewirkt, wenn nicht etwas anderes für sie wichtiger werden kann, als ihr Wert auf dem jeweiligen Markt. Damit werbe ich noch nicht für den Ersatz durch bestimmte andere Werte - das wäre dann vielleicht wirklich eine „moralische Codierung“ des Problems. Ich werbe für ein Bewusstmachen der impliziten Wertsetzungen und dafür, sich seinen Geist ihnen gegenüber nach Möglichkeit frei zu halten und frei zu machen.

Zu Luhmann: Wenn im Verständnis der funktionalen Differenzierung das Funktionssystem der Psychotherapie die Aufgabe übernimmt, die ganze Person im Blick zu behalten (S.8) - ist das dann als eine Form des Widerstands zu verstehen oder als „Reservat“, das im Dienst der Funktionalität anderer Bereiche mit ihrer Zustimmung aufrechterhalten wird? Ich denke, dass die Neigung zur Funktionalisierung auch in diesen Bereich Eingang gefunden hat - und behaupte, dass v.a. PsychotherapeutInnen, die sich mit einer bestimmten Methode, Strategie oder mit bestimmten Umgangsformen besonders identifizieren, auch nicht mehr den ganzen Menschen sehen können, sondern nur das, was sie für das Handeln im Rahmen ihrer jeweiligen Präferenz bzw. Spezialisierung brauchen können. Die Delegation des Menschlichen an einen Sonderraum, der selbst funktionaler Teil einer Anpassungsmaschinerie an Funktionales sein soll, birgt aus meiner Sicht eine immanente Verstrickungs- und Manipulationsgefahr. Hilfen die solche funktional verstandenen Systeme anbieten, werden dann wohl Integrationshilfen sein - also letztlich Unterstützungsformen, die den Funktionssystemen nutzen. Mein Problem besteht hier u.a. darin, dass die Theorie der funktionalen Differenzierung die Idee produzieren kann, die gesellschaftlichen Vorgänge könnten nicht mehr anders gesehen werden als es diese Theorie beschreibt. Dann gilt alles, was in diesem Zusammenhang auftaucht, als Ergebnis funktionaler Differenzierung und selbst ein Bereich, der anderen Prämissen folgt, wie die Psychotherapie, bloß als weitere funktionale Spezialisierung. Dazu ein Beispiel aus deinem Text: „Als systemische Psychotherapeuten müssen wir uns also Gedanken machen, welche Werte unsere gesellschaftliche Funktion besonders sinnhaft zum Ausdruck bringen.“ (S. 11) Beißt sich da nicht die Katze in den Schwanz? Wieso müssen wir unsere Werte an unserer gesellschaftlichen Funktion orientieren? Ich habe den Eindruck, dass in diesem Zusammenhang manche globalen Theorien verschlingenden

Charakter bekommen können. Man versteht bestimmte Zusammenhänge auf eine bestimmte Weise und trägt damit dazu bei, dass sie sich weiterhin auf diese Weise zeigen und verhalten können.

Mit dem Anspruch des „Ambivalenzmanagements“ kann ich wenig anfangen, wenn es bei Ambivalenz bloß um ein „unentscheidbares Oszillieren zwischen zwei gleichermaßen plausiblen Entscheidungsmöglichkeiten“ (S. 6) gehen soll. Selbst wenn „in der Beobachtung zwei oder mehr gegensätzliche, sich widersprechende Blickpunkte plausibel erscheinen“ (s.o.), kann ich mich hier gemäß eigener (auch ethischer) Präferenzen zumindest für eine gewisse Zeit begründet und auf vernünftige Weise positionieren und daraus Handlungs- und Gestaltungsfähigkeit in meinem jeweiligen sozialen Kontext gewinnen. Dazu muss ich in meiner Auseinandersetzung und Begründung aber wahrscheinlich etwas langsamer werden als es das Wechselspiel diverser von der Umgebung angeregter Ambivalenzbewegungen von mir will. Ich könnte mich mit diversen Themen und Fragen beispielsweise auf dialektische Weise auseinandersetzen, die doch eine etwas gründlichere Beschäftigung mit der jeweils gewählten Position verlangt, bevor sie zu einer ebenso gründlichen Beschäftigung mit der anderen Position gelangt.

Außerdem denke ich, dass der von mir vertretene Widerstandsgedanke zu sehr i.S. einer 68-Tradition als „Rebellion“ gegen die „Gesellschaft“ verstanden wurde. Es geht mir sicher nicht darum, „stellvertretend für meine Klienten einen Kampf aufzunehmen und sie damit meines Reflexionsangebotes zu berauben“ (S. 12). Im Gegenteil - ich möchte durch diese Auseinandersetzung dazu beitragen, dass sich dieses Reflexionsangebot von impliziten Beeinflussungen befreit bzw. sich diese zumindest von Mal zu Mal bewusst macht. „Widerstand“ kann im Zusammenhang mit dieser Frage gar keinen deutlich erkennbaren Adressaten haben, weil es jeweils immer etwas anderes ist, das KlientInnen und PsychotherapeutInnen in ihrer Freiheit einengt, zu urteilen und zu handeln (und in diesem Sinn Wirklichkeit zu konstruieren). Es geht um das „gemeinhin Geglaubte“, das „selbstverständlich Vorausgesetzte“. In diesem Verständnis ist jeder von uns - PsychotherapeutInnen, KlientInnen, Überweiser usw. - gleichzeitig Täter und Opfer. Wir erleiden die Unterdrückung und Einengung und sind ein Teil von ihr. Das ist es ja - wir sind alle Agenten, Verwalter und Teilhaber der Machtverhältnisse. Und natürlich ist das „befreite“ genauso wie das „unterdrückte“ Individuum eine soziale Konstruktion (S. 4 unten) - doch die Idee eines Menschen, der sich befreien kann, ermöglicht als hoffnungsvolle soziale Konstruktion ein spezifisch anderes darauf bezogenes Denken und Handeln.

Zu deinem Hauptkritikpunkt: „das Problem gesellschaftlicher Normierungen wird vorschnell als moralisches Problem codiert“. Zugegebenerweise - ich unterliege diesbezüglich sicher dem einen oder anderen „blinden Fleck“. Ich ertappe mich oft dabei, dass ich mein Interesse mit diversen „Richtigkeitsvorstellungen“ beschäftige, wenn es auch um ganz anderes gehen könnte. Dennoch halte ich bei längerem Nachdenken deine Beobachtung für eine Fehldiagnose. Ich codiere die genannten Probleme weniger im moralischen als im berufsethischen Sinn und denke, dass es sich dabei um einen feinen, aber doch wesentlichen Unterschied handelt. Es geht mir darum, sich der Macht der eigenen Positionierungen und Interessenslagen in diesem Kontext bewusst zu werden und davon ausgehend von Mal zu Mal zu handeln. Meine Intention ist es, die eigene Beteiligung an den diversen Machtspielen zu bemerken und sich damit als SystemikerInnen ernst zu nehmen, die wissen, dass sie Wirklichkeit gemeinsam mit anderen erschaffen. Ich fordere mich und meine KollegInnen dazu auf, ernst zu nehmen, was wir gemäß unserem eigenen konzeptionellen Verständnis nach sind - mitgestaltendes Gegenüber für menschliche Lebewesen, die ihre Welten gestalten. In dem Anliegen, diese Gestaltungsmöglichkeit als potentiell befreiende Option wirklich zu erfassen, kann ich noch keine moralische Codierung i.S. einer Identifikation mit bestimmten vorgegebenen Werten und Normen erkennen - eher eine Anregung zur Infragestellung und Überprüfung eigener impliziter Wertsetzungen und ethischer Positionen. Ich fordere nicht dazu auf, eine bestimmte Moral zu teilen, sondern kritisiere die von mir wahrgenommene implizite Moral vieler SystemikerInnen. Übrigens denke ich, dass der von dir bevorzugte Bezug auf das soziale Konstrukt der „ganzen Person“ im Kontext der funktionalen Differenzierung die Identifikation mit einem ganz bestimmten Wert voraussetzt. Deine positive Bewertung dieses sozialen Konstrukts halte ich - so sehr ich dir persönlich auch zustimmen möchte - demgemäß für „moralischer“ als mein Plädoyer für ein Bewusstmachen diverser impliziter Wertsetzungen.

Mit dem Abschlusszitat von F. Foerster kann ich leider nur wenig anfangen - ich halte gerade das, was er damit zu präferieren scheint, für potentiell gefährlich: Sprache und Handeln „auf einem unterschweligen Fluss der Ethik schwimmen zu lassen“ (S. 12). Ich schaue den eigenen und fremden Werte-Präferenzen lieber ins Gesicht und nehme sie in den Mund, als dass ich mich von ihnen unterschwellig treiben lasse.